

Ein kapitalistischer Guerillero

Steven Soderberghs «The Informant!» ist vordergründig eine Komödie über den real existierenden Kapitalismus. Matt Damon spielt einen CEO, der dem FBI eine Verschwörung international tätiger Konzerne hinterbringt.

Der Konsument, heisst es, profitiert vom Wettbewerb der Unternehmer. Denn das Gesetz von Angebot und Nachfrage zwingt diese zur Produktion stets besserer und billigerer Produkte. Leider hält sich die Wirklichkeit nur bedingt ans Lehrbuch. Das muss Mark Whitacre (Matt Damon) feststellen. Der Biochemiker im Dienst des Agrarindustriekonzerns ADM ist Zeuge, wie sich Marktrivalen verbünden, um den wahren Feind, den Kunden nämlich, auszutricksen. 1992 informiert er auf Druck seiner Frau (Melanie Lynskey) das FBI über internationale Preisabsprachen in der Branche. Die Bundesbehörde drängt ihn darauf, Beweismaterial zu sammeln.

Zwei Jahre lang ist Whitacre, der jüngste Vizepräsident der Firma, als Maulwurf tätig. Dank über 200 Stunden versteckt aufgenommener Video- und Tonbänder wird ADM überführt und zur Zahlung von über 500 Millionen Dollar verurteilt. So weit, so gut – nur nicht für Whitacre, der fast neun Jahre hinter Gitter kommt. Denn just als er für den Staat spionierte und sich 0014 nannte («zweimal so clever wie 007»), ertrug er neun Millionen Dollar. In der Folge verscherzte er es mit der Justiz und wurde vom Kollaborateur zum Angeklagten.

Der Fall, in zwei Sachbüchern dokumentiert, wäre der Stoff für einen Politthriller in der Art von «The Insider». Doch schon das Ausrufezeichen im Titel suggeriert, dass Soderbergh die Komödie als Erzählform wählt. US-Zuschauer erkennen dies auch an der Darstellerliste mit bekannten amerikanischen Komikern. Sie mimen gierige Konzernangehörige, korrupte Anwälte, einen beschränkten Richter, inkonsequente FBI-Obere und engstirnige Steuerbeamte.

Tatsächlich ist fast jede Szene, ungeachtet ihres Gehalts, auf eine Pointe angelegt. Für Heiterkeit sorgt weiter der swingende Soundtrack von Marvin

Hamlisch, Komponist der Musik zum Trickbetrügerlustspiel «Der Clou». Anders als bei «Erin Brokovich» verweigert Soderbergh der «wahren Geschichte» das Pathos eines aufklärerisch-moralischen Lehrstücks oder einer persönlichen Tragödie.

Die Distanz zu den Personen und ihren Bemühungen erinnert an Soderberghs Zweiteiler über Che Guevara. Es gibt auch inhaltliche Parallelen: Der kommunistische Revolutionär wie der kapitalistische Guerillero sind weitgereiste, überdurchschnittlich leistungsfähige, gebildete Naturwissenschaftler und Idealisten, die unter

Druck den Bezug zur Realität verlieren und ihre Prinzipien verraten. So verfällt Whitacre erst als Agent des Guten der Habgier. Deutlicher als in «Che» fokussiert Soderbergh auf den mentalen Zustand der Hauptfigur. Die sprunghaft-elliptische Montage spiegelt eine Persönlichkeit, die sich nicht von ungefähr als zersplittert erlebt. Whitacre jettet nonstop in der Welt umher, ist im Geist immer weiter, als wo er gerade wirkt, und beschäftigt sich zur Steigerung der Effizienz gern mit zwei Dingen aufs Mal.

Auf der Jagd nach sich selbst

Darum steht sein innerer Monolog oft quer zu seiner jeweiligen Lage: eine irritierende Erfahrung fürs Publikum. Es realisiert erst nach und nach, auf wie vielen Hochzeiten der gefallsüchtige Mann tanzt. Auch die FBI-Agenten,

dann die Verteidiger von Whitacre staunen. Dieser verliert zuletzt selbst den Überblick über seine zunehmend virtuellen Identitäten. Nicht zufällig imaginiert er einmal einen Film, worin jemand daheim anruft, dort selber abnimmt und ab da hinter sich her jagt. Er erliegt einem Reflex, den Brecht schon in «Der gute Mensch von Sezuan» kritisierte, aber nur auf bürgerliche Doppelmoral bezog. Soderbergh sieht es grundsätzlicher. Der Vorsatz, Gutes zu tun, verzerrt stets die Wahrnehmung und inspiriert zum Bösen. Ein verstörender Gedanke. Immerhin erklärt er, warum der Regisseur keine Betroffenheitsgefühle auslösen will: Sie wären die Wurzel des fatalen Wunsches, etwas zum Besseren zu verändern. TIBOR DE VIRAGH

The Informant!

Ab Donnerstag in den Kinos



Ein Agent des Guten verfällt der Habgier: Matt Damon gerät als Informant des FBI selber auf die schiefe Bahn. Bild: pd



Ein Denker: Claude Lévy-Strauss. Bild: key

Der unverfälschte Blick in die Fremde

PARIS – Kurz vor seinem 101. Geburtstag ist der französische Philosoph und Anthropologe Claude Lévy-Strauss gestorben, er ist der Gründer der philosophischen Schule des Strukturalismus. In seinen Arbeiten übertrug er die strukturelle Sprachwissenschaft Roman Jakobsons auf sein Fachgebiet und begründete die strukturelle Anthropologie. Die These, dass der Mensch ihm unbewussten strukturalen Systemen unterworfen sei, zieht sich wie ein roter Faden durch sein Werk. Mit seinen Büchern, die streckenweise romanhaft anmuten, beeinflusste er neben der Anthropologie, der Mythen- und Religionsforschung auch die neue Philosophie und Geschichtswissenschaft.

Sein 1955 erschienener Bestseller «Traurige Tropen» («Tristes Tropiques») erschien in der Zeit der Entkolonialisierung und spielte bei der Aufwertung sogenannter «primitiver» Völker eine wichtige Rolle. In seinem vierbändigen Hauptwerk «Mythologica» («Mythologiques»), das zwischen 1964 und 1971 entstand, befasste sich Lévy-Strauss mit der mündlich tradierten Literatur. Zu seinen bekanntesten Büchern zählt auch «Die eifersüchtige Töpferin» («La potière jalouse», 1985). Bis 1982 hielt der dreimal verheiratete Franzose unter anderem Vorlesungen am angesehenen Pariser Collège de France.

Von der Suche nach dem Sinn des Lebens hielt der in Brüssel geborene Lévy-Strauss wenig. «Ich bin fest davon überzeugt, dass das Leben keinen Sinn hat», sagte er vor rund zwei Jahren in einem Interview. (dpa)

Das Paradies und der Weg zurück

Martina Egi porträtiert in ihrem Dokumentarfilm «Barfuss durch die Wüste» den Lebenskünstler und Weltenfahrer Ernst Aebi.

Im Jahr 2008 kehrt Ernst Aebi, ein Schweizer, der in New York sein Glück gemacht hat, an den Ort zurück, der ihm einige Zeit eine Heimat war, es ist die Oase Arouane, zwischen den Salzminen von Taoudenni und Timbuktu gelegen, ein Fleck in der Sahara. Ein Paradies wollte Ernst Aebi in der Ödnis machen. Und wirklich: Einen Garten legte er dort auch an, wo bei seiner Ankunft 1997 nur Sand war. Die ganze Welt half ihm, das Projekt zu realisieren. Brunnen wurden gegraben, Solarpaneele aufgestellt, elektrische Pumpen förderten dann das Wasser aus der Tiefe. Bald wuchsen die Bäume in den Himmel hinein, und in ihrem Schatten reiften die Tomaten. In nur drei Jahren blühte die Oase auf, auch eine Schule wurde eingerichtet, dazu ein Hotel für Wüstenfreaks – bis zum Bürgerkrieg in Mali. Ernst Aebi musste Hals über Kopf das Land verlassen. Und Arouane versank im Sand der Erinnerung.

Diskurs in der Weite

Martina Egi hat Ernst Aebi auf seiner Rückkehr nach Arouane begleitet. Ihr Film «Barfuss nach Timbuktu» zeichnet diese Reise nach, mit all den Glücksmomenten und auch den Schwierigkeiten, die ein solches Unternehmen mit sich bringt. Eingeschlossen in diesen Bildern ist ein Le-

ben. Denn Martina Egi zeigt in Rückblenden den ganzen Weg des Lebenskünstlers und Weltenfahrers Ernst Aebi, geboren 1938 in Zürich Wiedikon. Zu sehen sind die Stationen einer Suche. Immer aber geht der Blick vorwärts: in Erwartung des geschaffenen Paradieses.

Der Film ist ein Diskurs über die Weite. Wenn Ernst Aebi von sich erzählt, dann gehen die Augen auf. Man sieht ihn in Paris, auf der Place du Tertre, wo er seine Bilder malte (und sich damit auch das Studium ver-

diente). Dann in Istanbul und Japan, wo seine Kunst auf der Strasse Furor machte. «Ein Schweizer Künstler erobert Amerika», hiess es dann bald in der «Schweizer Illustrierten». Ernst Aebi ist überall immer gut angekommen. Und als es mit der Kunst nicht mehr weiterging, verlegte er sich in New York auf den Umbau von Fabrikhallen in Lofts. Mehr als 50 davon hat er zu Wohnungen eingerichtet und dann verkauft. «Da kam Geld herein wie verrückt.» Und von da an gingen die Reisen einfach immer weiter: den

Rio Negro hinauf. Den Orinoko hinab. In die Kälte des Nordens. In die Hitze des Südens. Und ein- oder zweimal ist Ernst Aebi auch um die Welt gesegelt. Im Unterwegssein hat er sich immer eingerichtet.

Ein faszinierendes Porträt. Es zeigt einen Menschen und seine Idee, die Welt mit einem Strich zu verwandeln. Das macht Ernst Aebi mit seinen Bildern: aus der Wolkenkratzerstadt New York wird das neue Babylon. Das passiert auch ganz wirklich mit den Fabrikhallen und auch in der Oase. Ernst Aebi renoviert seine Umgebung, wo das auch immer ist, zum Besseren. Ein Utopist als Praktiker.

Der Welt ausgesetzt

Und manchmal muss Ernst Aebi auch absteigen auf seinem Weg. Einmal haben ihn Nomaden überfallen mitten in der Wüste, und weg waren die Kamele. Es hiess: Barfuss nach Timbuktu zurück, der Marsch ging über 120 Kilometer.

Martina Egi ist mit Ernst Aebi mitgereist, in die Wüste hinein und auch ins Appenzellerland, wo seine Brüder wohnen, sie hat ihn in New York in seiner Loft besucht und auch auf der Ranch von Montana (die auch einem Paradies gleicht). Und gesprochen hat die Filmemacherin auch mit den Menschen, die den Künstler auf seinen Wegen begleitet haben. Der Film macht uns selber ein bisschen zu Mitreisenden. Wir sehen Ernst Aebis Welt aus seiner Perspektive. STEFAN BUSZ

Barfuss nach Timbuktu

Der Film ist im Kino Arthouse Movie 1 in Zürich zu sehen.



Zuhause, das ist immer woanders: Ernst Aebi unterwegs in der Wüste. Bild: pd

Welche Zukunft für Luzerns Theater?

LUZERN – Der Luzerner Stadtrat stösst mit einer Standortbestimmung zu einem neuen Haus für das zeitgenössische Musiktheater die öffentliche Diskussion über die Zukunft von Luzerns Kultur an. Einspruch gegen seine Vorstellungen erhebt das Luzerner Theater. Dieses sollte gemäss der Standortbestimmung seinen ganzen Betrieb in die Halle Modulable verlegen und sich auf das Musiktheater fokussieren. Tanz und Sprechtheater wären an die freie Theaterszene auszulagern. Was mit dem alten Theatergebäude passieren soll, ist noch offen.

Dagegen regt sich Widerstand: Die Idee, einen derart vitalen Kulturort und das einzige professionelle Dreispartmentheater der Zentralschweiz in Frage zu stellen, bedeute einen Verlust für die Theaterlandschaft der Region, hält Dominique Mentha in einer Stellungnahme dazu fest.

Die Idee der Halle Modulable kommt vom Lucerne Festival. Es geht dabei um ein flexibles Gebäude für das zeitgenössische Musiktheater auf höchstem technischem Standard. Private Geldgeber haben bis jetzt rund 100 Mio. Franken für den Bau zugesichert. An der Nutzung ist auch das Luzerner Sinfonieorchester und die Abteilung Musik der Hochschule Luzern interessiert, die ihre Standorte in einem neuen Gebäude neben der Halle Modulable zusammenlegen möchte. Von den zur Diskussion stehenden Standorten (Lido, Tribtschen, Inseli) sind für den Stadtrat alle vorstellbar. Beim landchaftlich exponierten Standort Tribtschen hat er allerdings Vorbehalte bezüglich der Akzeptanz. (sda)